

**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-499-63431-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Wie alle meiner Gattung wurde ich blind geboren, und es dauerte einige Tage, bis ich die Augen öffnete. Und selbst als ich schon sehen konnte, wurde ich aus dem, was ich sah, nicht recht klug. Teilweise wohl deshalb, weil ich so klein war und die Welt so groß. Ich konnte meine Geschwister sehen, wie sie sich an meine Mutter kuschelten. Und ich konnte meine Mutter sehen – damals. Ich weiß, dass sie eine getigerte Katze mit weißer Zeichnung war, wie ich auch, aber an ihre Züge kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich erinnere mich nur noch an das Gefühl von Wärme und Geborgenheit, das ich während dieser ersten Tage und Wochen meines Lebens empfand. Geboren werden und zum Leben erwachen war für mich wie das Zu-sich-Kommen nach langem, tiefem und ruhigem Schlaf. Mit dem Wachwerden hatte es keine Eile. Wie ich dir, mein kleiner Enkelkater, bereits sagte, öffnete ich am ersten Tag nicht einmal die Augen. Und noch eine ganze Reihe von Tagen lag ich einfach nur da, quietschte und schnurrte mit meinem kleinen Stimmchen und wurde von meiner Mutter mit köstlicher warmer Milch versorgt.»

*Andrew N. Wilson* wurde 1950 in England geboren. In seiner Heimat hat er zahlreiche Biographien sowie Bücher mit historischem Hintergrund veröffentlicht. Er lebt mit seiner Familie in Oxford.

A. N. Wilson

## **Der Streuner**

**Ein Kater erzählt aus seinem Leben**

Aus dem Englischen von Isabella Nadolny

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2018  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe  
© 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
Die englische Originalausgabe erschien 1987  
bei Walker Books Limited, London, unter dem Titel «Stray»  
Copyright © 1997 by A. N. Wilson  
Umschlaggestaltung zero-media.net, München  
Umschlagillustration Sarah Fox Davies  
Satz Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 63431 4

# 1

Wie alle meiner Gattung wurde ich blind geboren, und es dauerte einige Tage, ehe ich die Augen öffnete. Und selbst als ich schon sehen konnte, wurde ich aus dem, was ich sah, nicht recht klug. Teilweise wohl deshalb, weil ich so klein war und die Welt so groß. Ich konnte meine Geschwister sehen, die sich wie ich an unsere Mutter kuschelten. Und ich konnte meine Mutter sehen – damals. Seit ich erwachsen bin, habe ich oft Katzenmütter ihre Jungen säugen sehen und habe versucht, mich meiner Mutter zu entsinnen. Ich weiß, dass sie eine getigerte Katze mit weißer Zeichnung war, wie ich auch, aber an ihre Züge kann ich mich nicht erinnern. Ich erinnere mich nur noch an das Gefühl von Wärme und Geborgenheit, das ich während dieser ersten Tage und Wochen meines Lebens empfand, als ich irgendwo allein war, in einem Raum nur mit Mutter und Geschwistern, ohne Störungen durch Menschen.

Meine Mutter muss anständige Pfleger gehabt haben. Sie haben zugelassen, dass sie uns zur Welt brachte. Sie haben uns nicht ertränkt, wie es so oft passiert, und wie schon gesagt, sie ließen uns in Frieden.

Geboren werden und zum Leben erwachen war für mich wie das Zu-sich-Kommen nach langem, köstlich tiefem und ruhigem Schlaf. Mit dem Wachwerden hatte es keine Eile. Wie ich dir, mein kleiner Enkelkater, bereits sagte, öffnete ich am ersten Tag nicht einmal die Augen. Und noch eine ganze Reihe von Tagen lag ich einfach nur da, quietschte und schnurrte mit meinem winzigen Stimmchen und wurde von meiner Mutter ständig mit köstlicher warmer Milch versorgt. Obwohl ich mich an ihre äußere Erscheinung nicht erinnern kann, erinnere ich mich noch sehr genau an das wohlige Gefühl, wenn ich mich an sie schmiegte – ich glaube, wir befanden uns in einem großen, offenen

Schubfach unter einem Bett oder einem Schrank -, an die Wärme ihres Fells, an die Zärtlichkeit, mit der sie uns leckte und versorgte und uns Sauberkeit lehrte.

Als ich ungefähr vierzehn Tage alt war, wurde mir klar, dass die Welt nicht ausschließlich von Katzen bevölkert ist. Meine Mutter hatte uns erzählt, es gäbe Menschen in der Welt. Doch was konnte mir das bedeuten, wenn ich doch keine Vorstellung hatte, wie sie aussahen? Allmählich, innerhalb der nächsten paar Tage oder Wochen, lernten meine Geschwister und ich das Aussehen und den Geruch von Menschen kennen. Das Schubfach, in dem wir so friedlich lagen, wurde dann derb geschüttelt, und eine Erwachsenenstimme sagte: «Nur ganz kurz anschauen, hörst du! Noch nicht anfassen, du störst sie.» Oder auch: «Sind sie nicht goldig?»

Was da gesagt wurde, rekonstruiere ich natürlich erst heute, doch war es etwas, was ich hingerissene Zweifüßler äußern höre, wenn sie junge Kätzchen sehen. Wer will ihnen daraus einen Vorwurf machen? Es gibt kaum andere Wesen auf der Welt, die reizender wären als junge Kätzchen mit ihren großen Augen, großen Pfoten und flaumigen Fellchen. Ja, selbst ich war einmal ein solches Miezchen, obgleich dir das vielleicht unmöglich vorkommt. Jung und verspielt und so albern wie du jetzt.

Das Erste, was mir an den Menschen auffiel, war nicht, was sie sagten, sondern wie sie aussahen. Ich weiß noch, als wir ein paarmal von ihnen besucht worden waren, wie ich versuchte, ihre riesigen roten Gesichter, die uns so nah rückten, richtig in den Blick zu bekommen. Damals geschah nichts, das mich die menschliche Spezies fürchten ließ, aber ich glaube, ich fürchtete sie trotzdem. Sie schien so groß und verglichen mit den verfeinerten Maßen meiner Mutter äußerst grob und unschön. Ich weiß noch, was für sonderbare Gerüche sie ausströmten, während sie uns be-

trachteten – du kennst ja den menschlichen Gestank und weißt, wie grässlich er für Tiernasen ist.

Doch wie gesagt, obwohl ich in einem Menschenhaus war, waren es einigermaßen brauchbare Exemplare. Nach und nach, als wir älter wurden, fütterten uns die Leute mit Eiern und gekochtem Huhn, bis wir an festere Nahrung gewöhnt waren. Und es dauerte nicht lange, da gaben sie uns Dosenfutter und gehackte Innereien und spielten mit uns. Wir verließen das Zimmer, in dem wir geboren waren, und man trug uns in einem Korb ein paar Treppen hinunter, und dort, vor einem großen Kaminfeuer, sausten wir hin und her, jagten nach Wollknäueln und amüsierten uns und die Menschen, die uns vergnügt dabei zusahen. Es waren glückliche Tage, aber für mich werden die Tage wahrer Glückseligkeit immer die in dem Schlafzimmer sein, wo wir Katzen unter uns waren und kein Mensch uns störte.

Mit leuchtenden Augen kam Tabitha leichtfüßig den Hang neben dem Haus herunter. Sie hatte eben ein Scharmützel mit ihrer Nachbarin Bundle hinter sich gebracht. Kein ernsthaftes Scharmützel, mehr eines von der Art, die beide Kontrahenten genießen. Bundle hatte sie angefaucht, und sie hatte Bundle angefaucht und war dann heimgelaufen, sehr zufrieden mit sich. Sie war eine haifischgraue Tigerin mit lebhaften grünen Augen, Kinn und Brust von reinstem Weiß. Tabitha war Pufftails Tochter. Obwohl erst einjährig, hatte Tabitha bereits einmal geworfen: Vier Kätzchen hatte sie im vorigen Herbst geboren. Drei waren, wie ihre menschlichen Betreuer es nannten, «in gute Hände gegeben» worden, ein Katerchen hatte man zurückbehalten. Es hatte eine rosa Nase und helle, grüne, neugierige Augen, die ein wenig denen seiner Mutter glichen. Es war schwarzweiss, doch das Schwarz überwog.

Altvater Pufftail lebte auf der Straße, er gehörte zu keinem Menschenhaushalt. War es sehr kalt, kroch er durch die

Katzenklappe von Nummer zwölf und schlieft dort in der Küche. Manchmal logierte er im Geräteschuppen oder in einer Garage. Doch Altvater Pufftail war ein stolzer und unabhängiger Kater, und weder Frau noch Kind nannten ihn ihr Eigen. Er hatte sogar etwas dagegen, dass man ihm überhaupt einen Namen gegeben hatte, obschon ihn jeder in der Straße Pufftail nannte und er ein allgemein beliebter Eigenbrötler war. Tabitha liebte ihren Vater. Sie betrachtete ihn als etwas Selbstverständliches. Sie merkte nicht, wie ungewöhnlich es für eine Katze ist, ihren Vater zu kennen. Kitchners Vater hatte Tabitha vorigen Sommer von weit her besucht, sie dachte noch immer gern an ihn: ein rundlicher schwarzer Kater mit Rätselaugen. Die Abende, an denen er auf dem Schuppendach nach ihr gemaunzt hatte, waren ihrer Erinnerung ebenso teuer wie die warmen, mondhellenden Nächte, die darauf folgten. Doch war er nun eine Gestalt der Vergangenheit, und sie erwartete nicht, ihn wieder zu sehen. Pufftail wiederum, der so großen Wert darauf legte, unabhängig und ein Streuner zu sein, blieb dauernd in der Nähe. Obwohl er zwischen Abfalltonnen lebte und alles, was er fraß, erbettelt oder stibitzt war, war Pufftail doch jeder Zoll ein Gentleman – wenn auch vielleicht ein Gentleman der Landstraße. Tabitha kannte kaum die Hälfte vom Leben ihres Vaters. Sie wusste, dass die Menschen grausam zu ihm gewesen waren, auch dass er viele Abenteuer hinter sich gebracht hatte, ehe er Tabithas Mutter begegnete. Davon hatte der Vater ihr aber wenig erzählt.

Jetzt saß er in der Nachmittagssonne oben auf der Gartenummauer mit seinem Enkel und sah so gesetzt und zahm aus wie ein sterilisierter Rassekater in einem Pfarrhaus.

«Großvater erzählt mir von der guten alten Zeit», sagte der kleine Kater, als er seine Mutter näher kommen sah.

«Deine Ohren sind schmutzig», sagte Tabitha und begann, ihrem Sohn die Ohren zu lecken. «Wenn du dich nicht

wäschst, wirst du schließlich aussehen wie dein Großvater.»

«Na, charmant», sagte Pufftail. «Da siehst du, wie es ist, wenn man eine liebende Tochter hat. Verstehst du, warum ich mich in der Nähe eures Hauses herumtreibe, wenn solche unwiderstehlichen Komplimente von den Lippen deiner Mutter fließen?»

«Was ist ein Kompli-Dingsbums?», fragte der kleine Kater mit Unschuldsblick.

«Etwas Nettes, das man über jemand sagt», antwortete Tabitha. «Großvater hat gescherzt. Er glaubt, ich sei unhöflich zu ihm gewesen.»

«Und warst du es denn?»

«Ein bisschen», sagte Tabitha mit einem Lächeln. «Und jetzt, Vater, möchtest du, dass ich in die Küche gehe und mich dort mal umschau?»

«Mein Mädchen, du bist die Freundlichkeit in Person.»

Tabitha war eingefallen, dass die Leute, die mit in ihrem Haus wohnten, die sonderbare Gewohnheit hatten, bei Lammkoteletts nur das Fleisch abzunagen. Heute Mittag hatte es Lammkoteletts gegeben, und viel leckeres Fett war an den Knochen drangeblieben. Sie trabte ins Haus, um ihrem Vater fürs Abendessen ein paar Koteletts zu holen, und Pufftail sprach weiter mit dem kleinen Kater. Dieses Zwiegespräch ging den ganzen Sommer lang weiter. Während Tabitha etwas Nützliches tat, etwa alles sauber zu machen, zu dösen, Essbares in den Garten zu bringen oder Vögel zu jagen oder mit den Nachbarn zu streiten, saß Pufftail bei den Mülltonnen am Ende des Gartens und erzählte dem Enkelkater alles über die alten Zeiten. Dies ist die Geschichte, die er erzählte.

## 2

Wenn du erst so viele Jahre auf der Welt bist wie ich, wirst auch du voller Erinnerungen sein, die du gern jemandem mitteilen möchtest, und ich hoffe, dass du ein Enkelkätzchen haben wirst wie ich jetzt, das geduldig dasitzt und dir zuhört. Seit das Alter mich befallen hat, rede ich zu viel. Das weiß ich. Aber einer der Gründe, warum ich dir meine Lebensgeschichte erzählen möchte, ist der Versuch, dich zu lehren, tapfer, frei und unabhängig zu sein, denn du bist ein Kater und nicht der Sklave irgendeiner anderen Kreatur des Universums.

Ehe ich jedoch anfange, muss ich zugeben, dass es in unserem Teil der Welt wohl kaum eine Katze gibt, die nicht in ihrer Jugend erschütternd abhängig wäre von der menschlichen Spezies. Ich höre zwar, dass in anderen Welten wilde Katzen fern aller menschlichen Behausungen leben und das freie, wilde und ungebundene Leben führen, das allen Katzen zusteht. Doch in unserer Welt, der Welt der Straßen, Häuser und Mülltonnen, ist das anders. Nahezu alle Katzen, die in unserer Welt geboren sind, verdanken ihr Überleben den Menschen. Es mögen grobe, stinkende, hässliche Wesen sein, zugegeben, aber es waren diese Zweifüßler, die es bei meiner Geburt in der Hand hatten, mich zu ertränken oder am Leben zu lassen, es waren diese Zweifüßler, die mir Nahrung gaben und meiner Mutter Wärme, und es waren die Zweifüßler, die über mein Schicksal bestimmten.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis wir alle entwöhnt und von unserer Mutter unabhängig waren. Aber ich glaube, ich war ungefähr acht Wochen alt, als die glückliche Geborgenheit meiner Welt für immer zerbrach. Es gab von da an nicht mehr die langen, behaglichen Stunden zwischen alte Kleider gekuschelt im Schubfach unter dem Schrank, in denen ich mich trostsuchend an die wunderbarste aller

Mütter schmiegen durfte. Keine harmlosen kleinen Ausflüge per Körbchen ins Parterre und keine lustigen Luftsprünge vor dem Kaminfeuer mehr, während die freundlichen, aber törichten Menschen mit uns spielten.

Es ist meine Überzeugung, dass sie das für uns suchten, was Menschen «ein gutes Heim» nennen, denn eine ganze Reihe von Zweifüßlern kam ins Wohnzimmer stolziert, um uns anzuglotzen, während wir mit Wollknäueln am Kamin spielten. Mit ausgesprochenem Entsetzen erinnere ich mich noch an das erste Mal, als einer von ihnen mich hochhob. Es war eine stark gepuderte Frau mit Brille und sehr langer Nase.

«Hallo, du kleiner Schatz», sagte sie und hielt mich wenige Zentimeter vor ihr gutmütiges Gesicht. «Gott, sind die süß, aber nein, ich glaube, das Schwarzweiße habe ich ganz besonders ins Herz geschlossen.»

Sie nahm also statt meiner meine Schwester mit. Ich habe mir manchmal amüsiert vorgestellt, was für eine Art Leben meine Schwester bei der freundlichen alten Jungfer mit der Brille und der gepuderten Nase wohl haben mag. Vermutlich würde sie bei einer Begegnung mit mir die Nase verächtlich rümpfen, ins Haus schießen zu ihrer Herrin, der alten Jungfer, und empört quietschen. «Miau, miau», würde sie vielleicht sagen, «ich bin beinahe mit einer herrenlosen Katze in Berührung gekommen.»

Und so war es auch, mein Lieber, genau so. Denn eine herrenlose Katze ist genau das, was ich bin, und ich bin auch noch stolz darauf, wie du hören wirst. Das gemütliche Wohnzimmer wäre nichts für mich, in dem meine Schwester vermutlich in diesem Augenblick döst, während ihr Frauchen ein langweiliges Programm aus der elektrischen Bilderkiste sieht. Auch nicht das «Aber, aber, du Schlimme, du wirfst mir ja meine Pflanzen um», wenn mir danach zumute wäre, auf ihre lächerlichen Möbel zu springen. Und ebenso wenig das grässliche: «Die Katze muss

noch mal hinaus, Liebling.» Und dann der unterwürfige kleine Trott zur Hintertür, die Untertasse mit Milch, ehe man stundenlang mit einem Katzenklo in die Küche gesperrt wird. Wenn das die Zivilisation sein soll, dann schenke ich sie dir. Warum deine Mutter sich ihr unterwirft, weiß ich nicht.

Einer meiner Brüder kam ebenfalls in «gute Hände». Wir merkten es kaum, dass er fort war. Es kamen ein paar Kinder vorbei, um mit der Familie, bei der wir wohnten, Tee zu trinken, und nach der Mahlzeit, nach einer Sitzung recht wohltuender Katzenanbetung, gingen sie mit einem Korb weg.

«Ich glaube, sie werden gut für ihn sorgen», sagte eines der Menschenwesen, als die Kinder fort waren. «Aber ja, davon bin ich überzeugt. Hast du nicht das hingerissene Gesicht von Georg gesehen?»

Nein, das hatte ich nicht gesehen. Aber ich sah den traurigen Ausdruck meiner Mutter, als sie am gleichen Nachmittag langsam im Wohnzimmer herumwanderte und nach meinen Geschwistern suchte. Nach einer Weile gab sie die Suche auf. Eine Katze zu sein – du wirst das bald selbst feststellen, wenn du es nicht schon weißt – ist die Geschichtte endloser und unbegreiflicher Verluste. Wir erfahren selten, wo die uns Verlorengegangenen sind, ob sie gestorben oder mitgenommen oder nur einfach weggezogen sind. Damals tauchte diese Tatsache erstmals flüchtig vor mir auf beim Anblick meiner armen Mutter, die mit schlagendem Schweif nach ihren Kindern suchte und jeden Trost verweigerte, weil sie nicht da waren.

Die Bewohner des Hauses, in dem ich geboren wurde, waren ein Mann, eine Frau und ein paar Kinder. In den wenigen Tagen nachdem mein Bruder abgeholt worden war, gab es endlose Debatten darüber, was aus «den anderen beiden» werden sollte, nämlich aus mir und meinem zweiten Bruder.

Ich glaube ehrlich, dass sie drauf und dran waren, uns zu behalten, aber der Haushaltvorstand widersetzte sich dem Plan. Offenbar wollten gerade alle auf Urlaub fahren, und während dieser Zeit sollten Bekannte das Haus hüten.

«Wir können nicht von den Robinsons verlangen, dass sie vierzehn Tage lang drei Katzen versorgen», sagte er eines Abends, als mein Bruder und ich mit unserer Mutter am Kamin saßen.

«Aber», sagte ein Kind, «es sind doch so goldige Kätzchen, bitte, Daddy, bitte, dürfen wir sie behalten?»

«Aber davon war doch nie die Rede», sagte der Mann. «Jetzt sind sie noch lieb», sagte seine Frau, «aber denk nur mal, was sie für eine Plage sein werden, wenn sie erst ausgewachsene Kater sind!»

«Ich helf auch beim Füttern», sagte ein anderes Kind. «Zu schade, dass die Harts uns im Stich gelassen haben», sagte die Frau. «Die Harts sind überhaupt sehr unzuverlässig. Sie schienen damals so begeistert, als wir ihnen sagten, dass Georgina in Umständen ist.»

«Sie haben sich dann schließlich doch für eine Siamesin entschieden», sagte der Mann hinter seiner Zeitung hervor.

Ich weiß nicht, wieso die Menschenwesen diese Gewohnheit haben, sich eine Zeitung vors Gesicht zu halten, wahrscheinlich finden auch Menschen sich gegenseitig so hässlich, wie wir sie finden, und suchen sich zu verstecken.

«Ich meine, das Nächstliegende wäre, sie in eine Tierhandlung zu bringen», sagte er aus seinem Zeitungsversteck.

«O nein», sagte das eine Kind.

Und das andere sagte: «Aber Daddy!»

Daddy jedoch sagte: «Kein Aber.» Damit steckte er sich einen der kleinen Papierschornsteine zwischen die Lippen, zündete ihn an und begann den Raum mit einem unangenehm rauchigen Geruch zu füllen.

So wurde denn an diesem Abend das Geschick meines Bruders und das meine entschieden. Wir waren beide noch so jung, dass wir nicht verstanden, wovon die Menschenwesen redeten. Und ich denke mir, dass unsere arme Mutter nicht den Mut hatte, uns zu erklären, was diese Diskussion bedeutete.

Wenn ich sie mir jetzt zurückrufe, diese letzte Nacht mit meiner Mutter, scheint mir, dass sie sich an uns schmiegte und mit besonderer Zärtlichkeit leckte. Als wir am nächsten Morgen in einen Korb gesteckt wurden, miaute sie lange. Bis an meinen Tod werde ich mich an das melodische Geräusch erinnern, mit dem meine Mutter miaute. Anfangs dachten mein Bruder und ich, man stecke uns nur in den Korb, um uns zum Spielen ins Parterre zu tragen. Aber diesmal war es ein anderer Korb, mit einer Art Gitter vorn, wie ein Käfig. Ich weiß noch, wie ich durch dieses Gitter äugte und meine Mutter suchte und sie nicht sah, nur ihre klagen-de Stimme hörte, die uns ein letztes, trauriges Lebewohl zurief.

Wir haben sie nie wieder gesehen.

## 3

Die Frau des Hauses trug uns in die Zoologische Handlung. Sie hatte anscheinend schon vorher etwas mit dem Inhaber dieses Ladens verabredet, denn er zeigte sich keineswegs erstaunt, als sie seinen Laden betrat und den Korb mit uns darin auf den Ladentisch stellte.

«Guten Morgen, Mrs. Wentworth. Also das sind die kleinen Burschen, ja?»

«Ich trenne mich nur sehr ungern von ihnen», sagte Mrs. Wentworth. «Aber ich bin sicher, dass Sie sie nur in gute Hände vermitteln.»

«O, ach, aber ja doch», sagte der Ladeninhaber. «Ich verkauf an niemand, von dem ich nicht sicher weiß, dass er ein verantwortungsbewusster Tierhalter ist. Sind damit alle Unklarheiten beseitigt? Geimpft sind sie ja wohl schon?»

Offenbar war alles sogenannte Unerlässliche bereits erledigt, wir waren zum Tierarzt gebracht und gegen verschiedene Krankheiten geimpft worden, von denen Menschenwesen fürchten, dass wir sie uns holen könnten. Seltamerweise erinnerte ich mich nicht daran. Vermutlich war es sogar im gleichen Korb geschehen, in dem wir jetzt in der Tierhandlung saßen. Die Erinnerungen an alles, was mir seither begegnet ist, haben das Ereignis unseres Tierarztbesuchs überschattet.

Der Ladeninhaber hatte ein sehr rotes, glänzendes Gesicht, und bei ihm war der Menschengeruch noch stärker als bei den Wentworths. Es war unangenehm, als er sein rotes, glänzendes Gesicht an die Gitterstäbe des Korbes drückte und sagte: «O ja, die sehen nett aus, sehr nett, die Bürschchen. Die verkaufe ich im Handumdrehen. Mit dem Preis, den wir ausgemacht hatten, sind Sie also einverstanden?»

Offenbar war Mrs. Wentworth zufrieden mit der finanziellen Regelung.

«Mich zu verabschieden fällt mir wirklich schwer», sagte sie.

«Beruhigen Sie sich, Madam, die werden es sicherlich gut treffen.»

Was für törichte und verlogene Worte!

Mit seinen massigen Fingern packte der Ladenmann uns einen nach dem anderen am Genick und hob uns aus dem Korb. «Das ist die schmerzloseste Art, eine junge Katze zu behandeln», sagte er, wahrscheinlich als Antwort auf die gequälte Miene von Mrs. Wentworth. «Ich setz sie gleich ins Schaufenster, sie werden sicher schnell gekauft, glauben Sie mir, Madam.»

Irgendwann während dieser Worte wandte sich Mrs. Wentworth augenscheinlich zum Gehen und nahm den Korb-Käfig mit. Für mich begann nun, im Alter von acht, neun Wochen, ein neues Leben.

Heute bin ich ein vorsichtiges, misstrauisches Wesen, doch damals war das anders. Ich war jung und unwissend. Ich betrachtete die Welt aus großen, unschuldigen grünen Augen und erwartete, dass darin alles so behaglich und freundlich sei wie im Haushalt der Wentworths. Anfangs war der Aufenthalt in einer Tierhandlung so neu und interessant, dass ich ganz vergaß, traurig zu sein.

Auch das Schaufenster, in das mein Bruder und ich gestellt wurden, war eine Art Käfig. Durch die eine gläserne Seite konnten wir auf die Straße hinausschauen, durch die rückwärtige in den Laden. Dieser Laden roch nach Sämereien und Heu, doch mischte sich damit ein köstlicher appetitlicher Duft, den mein Bruder und ich bald erkennen lerten: Mäuse! Diese Mäuse waren in einem anderen Schaufenster im rechten Winkel zu dem unsern, doch wenn wir zur Ladenseite hinausschauten, konnten wir sie sehen. Es waren ungefähr zehn in einem Käfig, und sie wurden aus

Schüsselchen mit Trockenfutter gemästet. Es waren weiße mit roten Augen. Heute finde ich weiße Mäuse fade, eine Hausmaus schmeckt mir besser. Damals aber hätten mein Bruder und ich auch nicht im Traum daran gedacht, eine Maus zu fressen. Wir genossen nur das Mäusearoma, und uns wässerte der Mund, wenn die törichten kleinen Geschöpfe in ihrem Käfig auf dem Tretrad herumturnten. Es gab auch noch ein paar Springmäuse und Hamster, die zu fangen nach meinem Dafürhalten kaum lohnt. Man hat die Wahl, entweder lächerlich zierliche Bissen zu nehmen und zwischendurch Pelz auszuspucken oder sie ganz zu schlucken und danach Fell zu erbrechen. In einem Bassin in der Nähe des Mäusekäfigs befanden sich einige bunte Fische, sie trieben zwischen Felsbrocken und künstlichen Pflanzen dahin, mit denen diese überschätzten Delikatessen üblicherweise in Menschenhaushalten serviert werden. (Auch hierin bin ich für die weite, freie Natur. Die besten Fische, die ich jemals fraß, waren Goldfische, die ich mir aus dem Zierbecken eines Gartens angelte.)

Trotz der Auswahl an wohlgeschmeckenden Leckerbissen in unserem Gesichtsfeld gab der Ladeninhaber meinem Bruder und mir nur ziemlich widerliche kleine Kekse. Als Mrs. Wentworth gegangen war, wurde er deutlich unfreundlicher.

«Glotz bloß nicht nach den Fischen, oder ich rupf dich», sagte er grob zu mir.

«Rupf dich ...», echte eine laute, kreischende Stimme. «... rupf dich.» Es war ein großer Papagei, der in einem Käfig gehalten wurde, in unhygienischer Nähe zu Behältern mit Kleie und Hasenfutter.

«Halt den Schnabel», sagte der Mann. «Das gilt auch für dich.»

«... rupf dich», wiederholte der Papagei unerschrocken.

«Na, mein Kleiner», sagte der Ladeninhaber in gänzlich anderer Tonart ölig-liebedienerisch. «Was darf's denn sein?»

Ein Junge hatte den Laden betreten.

«Haben Sie Eidechsen?», fragte er.

«Nein. Eidechsen sind im Moment ausgegangen. Wir hoffen, nächste Woche wieder welche reinzukriegen, aber im Moment sind sie knapp.»

«Ich will übrigens eine grüne», sagte der Junge.

«Wie gesagt», wiederholte der Mann, «wir hoffen, nächste Woche welche reinzukriegen. Wie wär's mit Mäusen? Wir haben wunderhübsche Mäuse.»

«Ich will keine Maus», sagte der Junge. «Ich will eine grüne Eidechse.»

«Hast du überhaupt schon mal 'ne Eidechse gehabt?», fragte der Mann.

«Eigentlich nicht», sagte der Junge vorsichtig.

«Eidechsen sind nämlich gar nicht so einfach zu halten», sagte der Mann. «'ne Eidechse ist nicht wie 'ne Maus. Mit einer Maus gibt's keine Probleme. Die ist freundlich. Eine Eidechse, die kann man nicht direkt freundlich nennen.»

«Kann ich die Mäuse mal sehen?», fragte der Junge.

«Nur zu, mein Junge, schau sie dir an.»

Der Junge trat an den Käfig, in dem die Mäuse so verführerisch herumflitzten und in ihrem Tretrad trotteten.

«Meine Schwester hat Angst vor Mäusen», sagte er verächtlich.

«Na so was. Wirklich?»

«Ich find das blöd, vor Mäusen Angst zu haben.»

«Das ist auch wirklich blöd», sagte der Mann. «Es sind so nette kleine Hausgenossen, und ihre Haltung macht keine Arbeit. Die Käfige sind auch billig.»

«Meinen Sie wirklich, 'ne Maus wär leicht zu halten?»

«Kinderspiel», sagte der Mann. «Überhaupt kein Problem, Mäuse. Nicht wie Eidechsen, die machen einem mehr

zu schaffen, als man so meint. Die kriegen auch Krankheiten und so.»

«Kriegen Mäuse keine?»

«Mäuse? Nie. Aber wenn du lieber eine teure, schwierige Eidechse kaufst als eine niedliche, billige, pflegeleichte Maus, will ich dir nicht im Wege stehen. Weißt du, was ich tätet?»

«Rupf dich ...», kreischte der Papagei.

«Nein», sagte der Junge. «Was denn?»

«Ich würde mir eine Maus kaufen», sagte der Mann.

«Sie quietscht schon, wenn man eine Maus nur erwähnt», sagte der Junge voller Vorfreude beim Gedanken an seine Schwester. «Wie viel kosten die denn?»

«Normalerweise ein Pfund», sagte der Mann, «aber bei Erstkäufern wie dir gehe ich auf fünfzig Pence herunter.»

«Ich hab zehn Pfund beinander», sagte der Junge. «Ich hab gedacht, ich kauf mir eine Eidechse und ein Eidechsenterrarium mit Steinen und all so was.»

«Ich freu mich, dass du mir das mit dem Geld sagst», sagte der Mann. «Ein Terrarium samt Zubehör würde dich nämlich erst mal schon einen Zehner kosten, ehe du überhaupt eine Eidechse hast. Aber diesen hübschen kleinen Käfig würde ich dir für einen Fünfer lassen.»

«Echt wahr?», fragte der Junge.

«Fünf Pfund für den netten Käfig», sagte der Mann.

«Dann hätte ich noch fünf Pfund übrig», sagte der Junge. «Ein ganzes Jahr hab ich gespart. Sieben Pfund hatte ich schon zusammen, und dann hat mir meine Oma noch drei zum Geburtstag geschenkt. Wir dachten, Eidechsen wären billiger.»

«Nicht mit dem ganzen Zubehör», sagte der Mann. «Ich glaub, ich kauf lieber einen Mäusekäfig», sagte der Junge und wandte keinen Blick von den weißen Mäusen.

«Finde ich sehr gescheit», sagte der Mann. «Warte einen Moment, und ich ...»

«... rupf dich!», schrie der Papagei wieder.

«... hol dir einen aus dem Regal herunter.»

Schließlich verkaufte er dem Jungen einen Käfig, zwei Mäuse («eine allein wird leicht nervös»), ein Tretrad, ein Spiegelchen, einen Futternapf und ein Säckchen Futter. Er gab dem Jungen auf seine zehn Pfund ein Pfund heraus.

«Das wär geschafft, Polly», sagte der Mann lachend, als der Junge den Laden verlassen hatte. «Wieder ein zufriedener Kunde. Seit Monaten stehen mir diese Mäuse hier herum. In letzter Zeit sehen sie irgendwie kränklich aus. Würde mich nicht wundern, wenn sie in ein, zwei Monaten abkratzen.»

Mein Bruder und ich saßen den ganzen Vormittag im Schaufenster, sahen manchmal auf die Straße hinaus und manchmal in den Laden hinein. Kunden kamen und gingen. Im Großen und Ganzen waren sie weniger leicht zu übertölpeln als der Junge und betraten das Geschäft, um spezielle Artikel zu kaufen: Fünfpfundtüten Kaninchenfutter, Hundeleinen, Wurmpulver, Flohhalsbänder, Vogel- oder Fischfutter.

Die Passanten auf dem Gehsteig draußen sahen neugierig zu uns herein. Wenn wir aufsprangen, die Pfoten gegen das Glas stemmten und bettelten, uns nicht so anzuglotzen, glotzten sie nur noch ärger. Unsere Anwesenheit hier bildete eine kleine Sensation. Nachmittags kamen ein paar Kinder ins Geschäft und fragten nach unserem Preis. Der Ladenbesitzer sagte, wir kosteten jeder fünf Pfund. Sie fragten, ob sie uns streicheln dürften, bekamen aber die Auskunft, nur wenn sie ernsthafte Interessenten wären. Das waren sie offenbar keineswegs, denn sie wandten sich bald von uns ab.

Gegen Abend wurden wir beide ziemlich hungrig. Ich nehme an, wir waren von den Wentworths sehr verwöhnt worden. Ich glaubte bereits, gehackte Leber, Rührei und frische Milch seien Dinge, mit denen wir automatisch rech-

nen konnten. An dem Tag aber bekamen wir nur eine Schüssel Katzenfutter und eine Schale Wasser.

Als es dunkel wurde, sagte der Mann zu dem Papagei, er schlösse jetzt, und wir blieben mit den anderen Tieren allein in unserem Gefängnis.

«Jetzt waren wir aber lange genug hier», sagte mein Bruder. «Wo ist eigentlich Mutter hingekommen? Wann meinst du, wird man uns wieder zu ihr zurückbringen?»

«Ich weiß es nicht», sagte ich. «Ich fürchte ...»

Als ich jedoch meines Bruders fragende Miene sah, brachte ich es nicht über mich, meinen Verdacht in Worte zu kleiden. Er dachte anders als ich. Für ihn war das öde Eingesperrtsein im Schaufenster einer Tierhandlung eine Art langweiliges Spiel. Früher oder später würde man uns freilassen und das Leben wieder normal werden. Er erkannte nicht (auch ich damals noch nicht völlig), dass unser Leben nie wieder «normal» werden konnte und man uns von nun an immer weiterjagen würde zu neuen, sonderbaren Abenteuern, bei denen die Welt unser Feind war.

Ich muss dir meinen Bruder jetzt beschreiben. Wenn ich dich ansehe, du kleiner schwarzweißer Enkelkater, fühle ich mich sehr an ihn erinnert. Er war von Anfang an ein schönes Tier mit dichtem schwarzem Pelz. Sein Gesicht und seine Brust jedoch waren weiß, ebenso seine Pfoten bis zur Hälfte der Beine hinauf, als trüge er Menschenstiefel. Daraus auch der «Name», den sie ihm schmählicherweise gaben.

Du nennst mich einfach Großvater, weißt aber so gut wie jede Katze, dass wir gar keine Namen haben, so wenig wie die Götter. Namen zu geben ist eine menschliche Gewohnheit. Die Menschen glauben, wenn sie etwas benannt haben, haben sie es sich unterworfen. Selbst unsere große Mutter-der-Nacht und all ihre Mägde, Konkubinen und Schwestern, die wir als unsere namenlosen Hüter und Freunde kennen, wenn wir nachts über die Dachfirste klet-

tern, diese Gottheiten bezeichnen die Menschen mit dem Namen «Sterne».

Bei uns ist alles anders. Wir wünschen nicht wie sie, alles zu besitzen, was wir erobern, und wollen nicht alles unterwerfen, was wir bewundern. Wir sind es zufrieden, den Dingen ihre Eigenart zu lassen, von den höchsten Göttern bis zu den kleinsten Mäusen, und wollen ihnen unsere Namen nicht aufdrängen. Darum haben wir keine Namen. Mein Bruder wird für mich immer mein Bruder sein, für mich der Bruder ohne Namen, und bis zu jenem Punkt in meiner Geschichte, an dem es richtig scheint, den törichten Namen zu gebrauchen, den die menschlichen Wesen ihm verliehen haben, werde ich mir nicht damit die Lippen beschmutzen. Doch wie schon gesagt, will ich dir meinen Bruder beschreiben: Er war schwarzweiß, seine Zeichnung habe ich bereits beschrieben, seine Augen waren leuchtend grün. Für unser Alter waren wir große Jungkatzen, aber ich glaube, mein Bruder war noch größer als ich. Wir sahen uns nicht besonders ähnlich. Mein Gesicht, das mir aus Spiegeln, aus Fensterscheiben, aus Pfützen und Teichen entgegenblickt, hatte immer etwas Finsternes. Sein Gesicht war friedlich und unschuldig. Mein Schwanz war immer plustrig und verfilzt, daher auch der «Name», den «sie» mir gegeben haben, Pufftail. Sein Schwanz aber war immer gerade, glatt und ganz schwarz und ringelte sich nur, wenn er ging, sich aufregte oder fürchtete.

Seit wir unsere Mutter verlassen hatten, waren wir mehr als nur Brüder. Wir waren Freunde. Keiner von uns ahnte, was die Zukunft für uns bereithielt, auch wusste keiner von uns so recht, was ein Laden war. Ich erinnere mich, nie daran gedacht zu haben, man könne uns möglicherweise trennen. Ich hatte nur Angst, dass wir zu irgendeinem unbegreiflichen menschlichen Zweck hierhergebracht werden seien und nie wieder nach Hause kämen. Deshalb hatte ich nicht den Mut, ihm auf seine Frage, wann wir zu un-

serer Mutter zurückkehren würden, meine Befürchtungen mitzuteilen.

«Das Fressen ist hier sehr langweilig», sagte mein Bruder.

«Der Kerl hat vergessen, uns unser Fleisch zu bringen.»

«Meinst du wirklich, dass er es vergessen hat?»

«Gewiss, Bruder. Hast du nicht gehört, wie er Mrs. Wentworth versprochen hat, für uns zu sorgen und dass wir zufrieden und glücklich sein würden.»

«Ja, ja», sagte ich, Trauer im Herzen. «Das hatte ich vergessen. Dumm von mir.»

«Der Käfig ist eng, nicht wahr?»

«Ja.»

«Mir wäre nach einem netten kleinen Renner zumute.»

«Mir auch.»

«Meinst du, wir kommen durch das durchsichtige Zeug durch, wenn wir stark genug mit den Pfoten dagegendrücken?»

«Durch das Durchsichtige, das wir beide sehen und nicht sehen und das uns vom Draußen trennt?», fragte ich. «Nein, durch das kommt man nicht durch. Wir haben es doch heute Nachmittag probiert, hast du es vergessen?»

«Ich will es noch einmal versuchen», sagte mein Bruder. Er ging ans Fenster und sprang mit den Pfoten dagegen. Dieses Tun erregte die Aufmerksamkeit einiger Passanten auf dem Gehsteig. Ein junger männlicher Mensch mit seinem Weibchen blieb stehen und starrte zu uns herein. Die beiden trugen den enganliegenden blauen Stoff, den man Drillich nennt, und das klägliche bisschen Fell, das ihnen auf dem Kopf wuchs, war beim Männchen kurz geschnitten, beim Weibchen hatte man es bis zu den Schultern wachsen lassen. Ich bemerkte, dass beim Menschenweibchen manchmal die Krallen länger und röter sind als beim Männchen. Sie griff in den tragbaren Futtertrog aus dem gleichen Zeitungsstoff, hinter dem sie tagsüber ihre Gesichter

verstecken, und zog ein paar triefend fette Kartoffelstäbchen heraus.

«Sintinichsüüüß?», fragte sie und schmiegte sich an die Schulter des Mannes.

«Nichsowiedusüße», sagte der Mann.

«He, Sie da», rief mein geliebter, unschuldiger Bruder. «Könnten Sie uns nicht vielleicht ... Ich meine, falls es hier einen Ausgang gibt ... Wir sind hier neu, wissen Sie ...»

«Haachsinnklein, was?»

«Dasisseseeem», sagte der Mann, eine Portion Kartoffelstäbchen noch im Mund. «Jetzt is er klein, aber der wächst sich aus, verstehst du?»

«Miaut der? Ich glaub, der miaut.»

«Nööö.»

«Bitte, bitte», sagte mein Bruder. «Wenn Sie zufällig den Ausgang kennen ...»

«Es hat keinen Zweck», sagte ich, «sie können dich nicht verstehen.»

«Du weißt ja, dass Oma eine Katze möcht», sagte das Weibchen. «Seit der Sammy tot ist, denkt sie immerzu dran, dass sie eine möcht.»

«Dazu brauchst du aber keine Katze im Laden kaufen, weißt du. Katzen gibt's umsonst. Häng 'ne Karte ins Postamt an 'nen Anschlag.»

«Der da is ja süß, nich?», fragte das Weibchen. Danach sahen wir die Rückseite des Weibchens gegen die Glasscheibe gedrückt, und er küsste sie. Ich glaube, dass die Paarungsgewohnheiten anderer Spezies immer schwer zu begreifen sind. Am schwersten die der Menschen. Nachdem sie sich eine Weile umeinandergeringelt hatten, kletterten sie in eines der fahrbaren roten Dinger und verschwanden in der Nacht.

Wenig später muss ich eingeschlafen sein. Als ich einige Stunden später erwachte, hatte der Schlaf alles Geschehen des Vortages ausgelöscht. Ich glaubte, wieder daheim zu

sein, in der untersten Schublade des Kleiderschranks bei meiner Mutter. Ich streckte die Pfote nach ihr aus, ich griff nach ihr, noch mit geschlossenen Augen, überzeugt, dass ich bald ihre Pfote fühlen würde, die mich an ihre Brust zog. Aber ich spürte nur Leere und Dunkelheit und die kleine, verschlafene Gestalt meines Bruders.

«Mummy», rief ich. Dann erinnerte mich der Geruch der Tierhandlung daran, wo ich war.

«Blödmann!», schrie der Papagei.

«Was war das?», fragte mein Bruder.

Die Mäuse in ihrem Käfig piepsten, sicherlich beklagten sie sich über die Art, wie der Papagei sie die ganze Nacht immer wieder geweckt hatte.

«Mir ist so einsam», sagte ich.

Mein Bruder suchte mich dadurch zu trösten, dass er seine Pfote ableckte und mir damit das Gesicht wusch, wie meine Mutter es immer getan hatte, aber es war kein Ersatz. Die Geste, die mich an meine Mutter erinnerte und mir die Hoffnungslosigkeit unserer Lage vor Augen führte, löste nur neuen Schmerz aus. «Mein Gott, sie fehlt mir so», sagte er und klammerte sich an mich.

«Mir auch», sagte ich. So lagen wir auf dem harten Boden des Schaufensters, bis der Morgen graute.

[...]